

Zwanzig Jahre nach dem Konzil

Das Zweite Vatikanische Konzil wirkt so mächtig nach und hat die gesamte Kirche so tiefgreifend geprägt, daß es noch heute alle Auseinandersetzungen in der Kirche bestimmt. Das gilt um so mehr seit der Einberufung der Bischofssynode zum 20. Jahrestag des Konzilsabschlusses, von der sich Johannes Paul II. eine Bilanz und neue Impulse erhofft.

Ziel des Konzils war die Erneuerung der Kirche im Geist des Evangeliums und im Blick auf die Aufgaben in unserer Zeit. Drei große Themen beherrschten die Verhandlungen: die Kirche selbst, die Einheit der Christen und das Verhältnis der Kirche zur heutigen Welt.

Die Kirche ist für das Konzil nicht zuerst Institution und Herrschaftsverband, sondern „Volk Gottes“, Gemeinschaft der Glaubenden, die alle vor Gott die gleiche Würde besitzen. Das heißt konkret: Amt nicht als Herrschaft, sondern als Dienst; aktive Rolle der Laien bei Verständnis und Weitergabe des Glaubens sowie ihre Rechte auf Mitsprache und Mitverantwortung; Erneuerung der Liturgie im Sinn einer lebendigen Teilnahme aller; kollegiale Struktur des obersten kirchlichen Leitungsamts; Eigenständigkeit der regionalen Teilkirchen und damit Öffnung zu einer echten Weltkirche.

Die Konzilsaussagen über die Ökumene bedeuten nichts Geringeres als das Ende der Gegenreformation. Sie betonen die grundlegende Einheit der Christen im Glauben und in der Taufe und erhoffen die Überwindung der Differenzen durch Stärkung des Gemeinsamen, durch offenes Gespräch und vor allem durch die Bereitschaft zu Buße und Umkehr. Schließlich die Klärung des Verhältnisses zur modernen Welt durch das feierliche Bekenntnis zur Religionsfreiheit und durch die Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der innerweltlichen Ordnung und damit eines legitimen Pluralismus unter Katholiken in allen konkreten Fragen von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft. Die Stichworte heißen nun nicht mehr Abwehr der modernen Welt und Verteidigung, nicht mehr politische und gesellschaftliche Geschlossenheit der Kirche, sondern Dialog, Offenheit, Auseinandersetzung. Die Kirche will nicht als Machtfaktor auftreten, sondern als Gesprächspartner, der gemeinsam mit allen um die Lösung der Probleme ringt und dabei seinen Beitrag zu leisten sucht, nicht befehlend oder fordernd, sondern argumentierend und sich um Verständigung bemühend.

Heute, zwanzig Jahre danach, hat sich das Kirchenbild des Konzils weithin durchgesetzt, vor allem auf der Ebene der Gemeinden und vieler Diözesen. Die Liturgiereform mit der Einführung der Muttersprache, dem klareren Aufbau der Riten und dem größeren Raum für die Anliegen der einzelnen Gemeinde ist, wie

die deutschen Bischöfe schreiben, „gar nicht mehr wegzudenken“. Die aktive Beteiligung am Leben der Gemeinden ist in einem früher kaum denkbaren Ausmaß gewachsen. Geradezu ein Modell für die Verwirklichung der Prinzipien des Konzils von der gemeinsamen Würde aller Glieder der Kirche und ihrem Recht auf Mitsprache war die Gemeinsame Synode in Würzburg der Jahre 1971–1975.

Die Bemühungen um die Ökumene sind ein großes Stück vorangekommen. Die Einheit der Christen ist für alle Verantwortlichen in der Kirche ein vorrangiges Ziel. In zahlreichen interkonfessionellen Gesprächen wurden staunenswerte Übereinstimmungen festgestellt. In der Praxis arbeiten die Kirchen ohnedies auf zahlreichen Gebieten zusammen. Und das Verhältnis zur modernen Welt wird auf weite Strecken hin von der Offenheit und der Dialogbereitschaft geprägt, die das Konzil forderte.

Natürlich gibt es auch Defizite: ein einseitiges Verständnis der Kirche als Herrschaftsverband, ja ihre Identifizierung mit der Hierarchie; die Tendenz, die Laien aus der Mitverantwortung im pastoralen Dienst zu drängen; die mangelnde kollegiale Zusammenarbeit Roms mit den Bischöfen; zunehmende Zeichen eines römischen Zentralismus; Widerstände gegen einen Fortgang der Ökumene; Mißtrauen gegen die moderne Welt, vor allem gegen den Pluralismus der Weltbilder, Meinungen und Lebenshaltungen.

Diese eher negativen Seiten dürfen aber nicht überbewertet werden. Insgesamt ist die Bilanz rundum positiv. Wie hätte die Kirche die Herausforderungen der letzten zwanzig Jahre ohne das Konzil bestehen können? Gewiß ist die kirchliche Bindung vieler und damit der Kirchenbesuch zurückgegangen. Wer dies dem Konzil anlastet, muß sich fragen lassen, ob solche übergreifenden gesellschaftlichen Entwicklungen nicht viel verheerendere Folgen gehabt hätten, wenn das Konzil nicht gewesen wäre. Auch für die Aufgaben der Gegenwart sind die Aussagen des Konzils so aktuell wie eh und je. Das gilt vor allem für das Grundprinzip eines Konzils, daß sich nämlich die Probleme nicht durch Weisungen und Dekrete lösen lassen, sondern nur durch den Dialog, die gemeinsame Beratung der Betroffenen, vor allem der Verantwortlichen. Und gegenüber den „Unglückspropheten“, vor denen schon Johannes XXIII. warnte, weil sie „ohne Sinn für Klugheit und für das rechte Maß“ überall „nur Unrecht und Niedergang“ sehen, ist der gläubige Optimismus des Konzils und sein Vertrauen auf die Führung des Geistes Gottes allemal die realistischere Sicht. Daher kann man den Schlußsatz der Stellungnahme der englischen Bischöfe zur Vorbereitung der Synode nur unterstreichen: „Die Kirche in England und Wales erwartet von der außerordentlichen Bischofssynode eine klare und positive Bekräftigung des Geistes und der Dekrete des Zweiten Vatikanischen Konzils und wünscht sich ein Wort der Ermutigung für alle diejenigen, die seit dem Konzil so hart für die Erneuerung im Leben der Kirche gearbeitet haben.“

Wolfgang Seibel SJ